

Kamingespräch mit H. Androsch und Fürst Karel Schwarzenberg
Grand Hotel Bohemia Prague, Královská 652/4, Prag 1, 27.04.2015

(Transkript)

Karel Schwarzenberg: Das ist ein Leitgedanke, dass es gewisse Nachteile, die wir in Österreich, aber auch hier in einer sozusagen mitteleuropäischen Mentalität haben, dass wir dies der katholischen Kirche (*unverständlich*) verdanken. In Wirklichkeit aber ist es eine Medaille mit zwei Seiten. (*unverständlich*) Und das Problem, dass wir keine revolutionäre Entwicklung gehabt haben wie in Frankreich oder in England (*unverständlich*) dass die Habsburger mit allen ihren Fehlern und Nachteilen sehr verantwortungsvolle Herrscher waren. Es gab keinen großen Eroberer wie Ludwig XIV., noch jemand, der sich ausschließlich dem weiblichen Geschlecht gewidmet hat, wie Ludwig XV. Wir haben Reformer gehabt bereits vor Felix Schwarzenberg – Maria Theresia, Joseph II. – und wir haben relativ – nämlich im Vergleich mit anderen Dynastien in Europa waren die Habsburger ziemlich verantwortungsvoll. Und darum hat uns auch dieses sozusagen revolutionäre Potenzial gefehlt.

Denn wenn ich auf Felix Schwarzenberg komme, der zweifellos mit absolutistischem Regime versucht hat, gewaltige Reformen (*unverständlich*) Finanz- und Handelsminister Bruck, dem wir (*unverständlich*) verdanken, denn er hat wirklich sehr viel erreicht. Allerdings hat Felix Schwarzenberg einen ganz entscheidenden Fehler gemacht, der eigentlich auch die Ursache war, dass der Staat, für den er kämpfte, 70 Jahre später nicht mehr existiert hat. Und zwar, Felix Schwarzenberg war letztlich doch ein Sohn des 18. Jahrhunderts und hatte überhaupt kein Verständnis für das nationale Problem des alten Österreich. Er geht in seinen Reformvorstellungen aus von der Sicht und Erfahrung seiner diplomatischen Karriere. Er war in London stationiert und in Paris. In London hat er erfahren, dass diese Freistellung des Handels (*unverständlich*) der Wohlstand und Aufschwung in der Industrialisierung im Land gebracht hat (*unverständlich*)

Und umgekehrt (*unverständlich*) im Frankreich Napoleons III., der letztlich den 70er-Krieg (*unverständlich*) verloren hat, aber vorher auch ein großer Reformator in Frankreich war und viel vorwärts gebracht hat. Aber es war ein zentralistisches Regime, abgestützt durch (*unverständlich*) Er war vielleicht der Staatsmann, der am

schlechtesten in dem europäischen System die Volksabstimmungen durchgeführt hat.

Und Felix Schwarzenberg wollte kombinieren den englischen Freihandel mit einer straffen zentralistischen Herrschaft, wie sie unter Napoleon III. in Frankreich war. Das war nun einmal nicht vereinbar, weil etliche Nationen waren schon zu Felix Schwarzenbergs Lebzeiten so entwickelt, dass sie sich nicht in einem künstlichen Neu-Österreich umformen konnten – ob es die Ungarn waren, ob es die Tschechen, die Kroaten oder die Italiener waren. Weil seine Vorstellung war (*unverständlich*) einen großösterreichischen Bürger zu schaffen. Das war nicht mehr möglich und daran (*unverständlich*) dass man nicht auf diese nationalen Besonderheiten und auch die nationalen Rechte der einzelnen Länder Rücksicht nahm. Sicher war er ein großartiger Außenpolitiker. Die Konvention von Olmütz war der letzte große österreichische diplomatische Sieg über Preußen. Und er hat ziemlich viel erreicht, aber wie gesagt, er unterschätzte oder beachtete nicht – als jemand, der im Rationalismus des 18. Jahrhunderts aufgewachsen ist – dass in der Politik Gefühle, Urteile, Abweichungen, kurz Emotionen, eine viel größere Rolle spielen, als ihm bewusst war, und dass letztlich die Politik auch ein irrationales Geschäft ist. Aber zweifellos war er wahrscheinlich einer der zwei bedeutendsten Ministerpräsidenten, die Kaiser Franz Joseph in seiner eigenen Regierungszeit gehabt hat.

Ferdinand Trauttmansdorff: Danke vielmals. Jetzt werden wir die Technik nochmal testen. Großartig. Ja, ich darf gleich ohne Überleitung an Dr. Androsch weitergeben, dass er das in den breiteren Kontext der heutigen Zeit stellt.

Hannes Androsch: Zunächst möchte ich Ihnen, Herr Botschafter, für die Initiative einer solchen Veranstaltung danken und Ihnen, Herr Doktor, für die Durchführung, und Ihnen allen für das Interesse, das Sie mit Ihrer Anwesenheit bekunden. Weil gleich vorweg eine Beobachtung: Dass wir bei allen Schwächen – wie sie Fürst Schwarzenberg ausgeführt hat – in der Monarchie doch mehr Kommunikation gehabt haben mit diesem Gebilde, als das heute mir erscheint, der Fall zu sein. Wenn wir im Jahr '89 über die Freude, dass der Kalte Krieg unblutig zu Ende gegangen ist, uns gefreut haben, waren wir naiv über die Entwicklung daraus. Und inzwischen ist gut eine Generation altersmäßig ins Land gezogen. Ein amerikanischer Politologe japanischen Ursprungs, Fukuyama, hat das gar geprägt in die Feststellung, das Ende der Geschichte sei angebrochen. Na, was wir jetzt rundum im näheren und weiteren

Bereich an wenig erfreulicher Geschichte gehabt haben, da könnten wir gerne auf einiges verzichten.

Dennoch möchte ich mit etwas anderem beginnen, um wieder auf Ihre Frage, Herr Botschafter, zurückzukommen. Heute feierte Österreich den 70. Jahrestag seines Wiedererstehens. Und erfreulicherweise war dabei nicht nur ein Bundespräsident, nämlich der eigene logischerweise, anwesend, sondern auch der aus der Bundesrepublik Deutschland, was schon mehr als Symbolik ist. Wenn wir auf diese 70 Jahre – und viele Jubiläen haben jetzt diesen Jahrestag, es hat mit Auschwitz begonnen im Jänner und ich habe das Kriegsende, sozusagen den Tag des Wiedererstehens Österreichs in Pießling erlebt bei meinen bäuerlichen Verwandten, und auch das, was dann danach geschehen ist. Und wir werden noch auf andere, spätere Ereignisse – nämlich das 68er-Jahr in Alpbach – vielleicht zu sprechen kommen.

Nun, diese 70 Jahre waren für Österreich ein Erfolgserlebnis der besonderen Art. Damals hätte das niemand für möglich gehalten, oder wenn er es meinte vor auszusehen, hätte man ihn wahrscheinlich höflich für verrückt angesehen. Bei allen Verdiensten in vielen Punkten über das 19. Jahrhundert hinweg, ist ganz einfach die Donaumonarchie schwächer geworden. Die Erste Republik, also das „L’Autriche, c’est ce qui reste“, war ein Staat, den keiner wollte, an dessen Lebensfähigkeit die wenigsten geglaubt haben, von denen ein Teil einer polarisierten Gesellschaft von der Vergangenheit träumte und der andere von etwas Neuem und ein Dritter von etwas ganz Neuem, Anderem, an dem wir alle in dieser Zeit zu leiden hatten.

Mit sieben Jahren hat man schon wache Erinnerungen noch eingepägt an diese Zeit – Krieg und Nachkriegswirren und Mangel nach den Opfern, Zerstörungen, zehn Jahre Besatzung. Im großelterlichen und elterlichen Haus hatten wir einen sowjetischen Brückenbau-Ingenieur einquartiert, was damals ein Sicherheitsfaktor war. Ein paar hundert Meter weiter war in der früheren Kaserne der deutschen Wehrmacht die Rote Armee einquartiert.

Aber alles in allem, wenn man gerade 77 geworden ist, kann man sagen: Unsere Generation, Kollege Schwarzenberg, hatte gegenüber unseren Vorfahren das Glück, zwar noch diese Ereignisse mit auf den Lebensweg zu bekommen, aber dann im Wesentlichen konnte sie ihren Lebensweg in Frieden, Freiheit, steigendem Wohlstand und breiter werdender Wohlfahrt gestalten. Ja, vielleicht mit der Einschränkung, dass das westlich des Eisernen Vorhangs etwas anders war als

östlich davon, also noch einmal ein Riesenglück. Das alles ist Grund, dass man stolz ist auf diesen Geburtstag, auf dieses Jubiläum und sein Ergebnis. Man darf allerdings nicht übersehen, dass etwas eingetreten ist, was man benennen kann, der Erfolg kann sein die Mutter des Versagens, des Scheiterns. Nämlich dann, wenn man wegen der Erfolge bequem geworden ist, träge, sorglos, und in Selbstzufriedenheit mit Hybris in Selbstgefälligkeit verfällt. Und das ist der Eindruck, den einige in meinem Alter gewonnen haben, das immer wieder zum Ausdruck bringen. Also bin ich einer davon, der das mit diesem Büchlein und dem Titel „Das Ende der Bequemlichkeit“ versucht hat, zu transportieren. Vorige Woche – auch nicht ganz zufällig – haben Dr. Taus und ich – also zwei alte politische Zirkuspferde, die noch einmal sozusagen die Trommeln schlagen und die Trompeten blasen, halt noch einmal aufs Pferd steigen und eine Runde in der Zirkusarena drehen – veranlasst, auch ein Buch, in dem Fall mit dem Titel „Österreich – wohin soll das Land gehen“, mit anderen Mitautoren herauszubringen mit der Absicht, dass das hoffentlich als Weckruf verstanden wird.

Weil wir trotz aller Erfolge, die zum Teil – wenn ich mir den österreichischen Export oder Tourismus anschau – nach wie vor obwalten, aber insgesamt wir von der Überholspur – so unsere Beurteilung – auf die Kriechspur gewechselt sind und drohen, auf dem Pannestreifen zurückzubleiben, weil gewisse notwendige Dinge in einer vielfach in rasantem Tempo veränderten Welt eben andere neue Antworten erfordern. Und die kommen nicht als eine Basisinitiative. Nichts dagegen zu sagen, ich habe es selber vor fünf Jahren probiert mit einem Bildungsvolksbegehren, das mehr Erfolg hatte, als ihm zugeschrieben wurde, weil immerhin, mit den formellen Schwierigkeiten eines Volksbegehrens halb so viele Stimmen zu bekommen wie die beiden Regierungsparteien in einem regulären Wahlkampf – das will schon etwas aussagen. Es hat auch ein breites Bewusstsein geschaffen, aber nur eines nicht erreicht: dass sich was geändert hätte. Und dieses nicht Geänderte droht jetzt noch einmal etwa durch die Verländerung der AHS- und BHS-Lehrer, also die Personalhoheit in die Hände der Landeshauptleute zu legen, sozusagen einbetoniert zu werden. Vielleicht kann man's noch ändern, aber sehr optimistisch bin ich diesbezüglich nicht.

Also zu erwarten, dass das sozusagen in einem revolutionären Umbruch passiert – ich hatte im Zuge des Volksbegehrens viele Veranstaltungen. Und eine war ähnlich gut besucht, ich glaube, es war Wolfsberg in Kärnten, hauptsächlich nicht mehr ganz junge Menschen, aber zwei, drei waren da. Und einer von den Jungen ist

aufgestanden und hat gesagt: Ja, die Ursache ist, es geht uns zu gut. – Betroffenes Schweigen. Ich, auf der Bühne mit anderen, war der Einzige, der ihm applaudiert und damit Recht gegeben hat. Also das ist etwa die Einstellung und das macht es natürlich schon auch der Politik so schwierig, weil die Legitimation und als Voraussetzung für diese das Verständnis und das Bewusstsein ist einfach nötig. Dennoch – und damit komme ich schon zum Ende – ist es Aufgabe der Politik, antizipierend, vorausschauend, perspektivisch die notwendigen Maßnahmen zu treffen und durch Erklärung den Menschen das beizubringen, warum das in ihrem konkreten Interesse gelegen ist. Und das ist eben die Mühe der Politik, von der Max Weber meinte, das ist eben Bohren in hartem Holz. Aber wenn man sich kokonisiert und in seinen schönen Gemächern in Ministerien und Staatskanzleien sitzt, ist das sicherlich nicht zu erreichen. Und hier haben wir ein mit jedem Tag größer werdendes Defizit und entweder nicht das Verständnis, dass etwas geschehen müsse – wobei ich oft den Eindruck habe, dass die Menschen schon weiter sind als die Politik – oder sich fürchtet vor den Menschen. Aber wenn ich mich vor den Menschen fürchte, kann ich eine Politik machen. Dann muss ich auf sie zugehen und erklären, warum das für sie wichtig ist.

Es gab zwei Beispiele aus der jüngeren Vergangenheit. Es war gar nicht so klar, wie das Referendum für den Beitritt Österreichs zur EU ausgehen würde, aber da haben sich viele engagiert und das Ergebnis war knapp eine Zweidrittelmehrheit. Über die Mitgliedschaft bei der gemeinsamen Währung wurde erst gar nicht abgestimmt, aber es war eine ähnliche Stimmung. Und als man zu den Menschen hinausging und ihnen das erklärte, war dann die Reaktion: Ja, das hat uns ja bisher niemand so auseinandergesetzt. – Es gab also auch da große Zustimmung. Heute wäre das vielleicht schwieriger, aber das hat andere Gründe, und wir erleben das jetzt gerade in Österreich in einer Uninformiertheit der besonderen Art bei der Frage des TTIP, also der Freihandelszone mit den Vereinigten Staaten. Natürlich, bei solchen Vereinbarungen muss man immer aufpassen, dass man vom anderen nicht über den Tisch gezogen wird, da gibt's ein paar Knackpunkte. Das kann man sich bei den Kanadiern, die die längste Erfahrung diesbezüglich haben, erkundigen, oder zum Beispiel beim Prof. Ignatieff in Harvard. Das habe ich letzten Oktober getan und habe das auch kommentiert bei uns, aber es hat niemanden interessiert. Man stimmt in Brüssel dem Mandat zu Verhandlungen zu.

Und da nehme ich einen Punkt vorweg, Herr Botschafter: Aber weil irgendwer – aus welchen Gründen und von wem motiviert oder auch vielleicht bezahlt – dagegen

motzt, populistisch, gibt man dem schon Recht. Na, das ist nicht Leadership, das ist mehr die Haltung „Hier zieht mein Volk, ich muss ihm nach, ich bin sein Führer“ – nur, so kann man sicherlich nicht erfolgreiche Politik machen.

Ferdinand Trauttmansdorff: Herzlichen Dank, damit haben wir schon einen vollen Einstieg. Ich darf aber vielleicht, um Ihnen auch dann die Gelegenheit zu geben, dass Sie dann auch noch Fragen stellen, die zweite These, dass man das Erbe der Monarchie – das im Glauben an den Staat und an die Landesfürsten und dann vor allem an die Pflege der geschützten Sektoren besteht bei uns – entsprechend zurückbringen muss. Vielleicht darf ich das dann zum Thema Populismus und gestaltende Politik übertragen und vielleicht doch mit der dritten These ansetzen, die für uns natürlich hier sehr, sehr interessant und wichtig ist. Das ist also, selbstbewusst die Nähe Deutschlands suchen, aber auch die anderen Nachbarn pflegen und die andere Nachbarschaft pflegen. Also Sie alle sind Pfleger dieser Nachbarschaft aufgrund der Tatsache, dass wir hier leben und wir auch bewusst als Österreicher leben. Wir sehen auch, dass wir hier schwere Defizite haben, einerseits als Österreicher, andererseits auch hier. Wir Österreicher – das ist auch in Ihrem Buch angesprochen, Dr. Androsch – haben uns ja auch immer gesont in dem Bild, Brückenbauer zu sein. Aber wie können wir Brückenbauer sein, wenn wir Straßen nur nach nationalen Kriterien bauen und nicht einmal wissen, wie es auf der anderen Seite der Grenze weitergeht. Wenn Sie einmal ins Verkehrsministerium gehen und sich dort die Landkarten anschauen, nach denen gebaut wird, sehen Sie, dass dort nur nationale Karten hängen. Das trifft auch fürs hiesige Verkehrsministerium bisher zu. Der Minister hat zugesagt, er wird es ändern. Und mit Fähnchen werden die Baustellen angezeichnet, aber was dann hinter diesen Stumpen ist, die über die Grenze führen, ist ein großes Fragezeichen. Das Fragezeichen ist nicht einmal eingezeichnet, weil man sich nicht einmal fragt, was da los ist. Und das führt zu echten Planungsfehlern. Also hier haben wir schwere Defizite. Einige von uns kennen das Problem aus erster Hand.

Wir haben auch in anderen Bereichen – ob das jetzt Energiepolitik, ob das Bildungspolitik ist. Gerade unsere Firmen hier beklagen in besonderem Ausmaß den Mangel an Fachkräften. Wir haben ein schweres Defizit in der Bildungspolitik, nicht nur in Österreich, sondern auch hier. Und was auch in Ihrem Buch angesprochen wird – nicht nur das bildungspolitische Problem, sondern auch die Frage des Ansehens des Facharbeiters, der Fachkraft, in der Gesellschaft, die politisch noch

nicht gelöst ist. Es ist immer noch ein Magister oder ein Ingenieur sozial wesentlich höher eingestuft, wahrscheinlich sogar als ein Meister war früher. Also diese Themen, glaube ich, wären ganz besonders wichtig hervorstreichend. Und hier darf ich fragen: Ich meine, wir sind hier in einem Land, das unser wichtigster Wirtschaftspartner in Zentral- und Osteuropa ist. Wenn Sie zehn Österreicher fragen, werden Ihnen vielleicht drei das so beantworten, weil eben Tschechien irgendwie im Aufmerksamkeitsschatten der Österreicher liegt. Warum, ist ein tiefenpsychologisches Problem, aber wir merken das hier sehr stark. Minister und Vizepremier Schwarzenberg ist Zeuge, dass in den ersten vier Jahren, die ich hier tätig war, vier österreichische Minister den Weg nach Tschechien gefunden haben. Das ist circa so die Frequenz, die ich im Sudan erlebt habe.

Hannes Androsch: Herr Botschafter, das hängt damit zusammen, dass viele, wenn sie in Purkersdorf sind, schon Heimweh haben.

Ferdinand Trauttmansdorff: Ja, und in Österreich (unverständlich) wo die Eskimos leben. Das ist jetzt ein bisschen provokant ausgedrückt, aber diese Probleme spüren wir hier sehr stark und es ist die Frage, wie kann man bei uns das nachbarschaftliche Bewusstsein wieder pflegen und ihm einen neuen Anstoß geben. Wir, glaube ich, haben vielleicht schon einiges dazu – alle zusammen hier, wie wir sind – beitragen können. Aber wie sehen Sie das, Herr Dr. Androsch? Und ich darf da natürlich Fürst Schwarzenberg – er hat das ja am eigenen Leib als Außenminister erlebt – dazu auch befragen.

Hannes Androsch: Dass wir da Versäumnisse im letzten Vierteljahrhundert produziert haben, ist für mich gar keine Frage. Da gibt's eine allgemeine Antwort darauf: Das ist eben die Gartenzwergperspektive. Österreich ist in vieler Hinsicht einfach verprovinzialisiert. Darauf zielte meine etwas sarkastische, um nicht zu sagen zynische Bemerkung mit dem Heimweh in Purkersdorf ab. Es gibt andere Beispiele, ohne Namen zu nennen. Da fährt man in die Welt, wird dann entweder vom Handelsdelegierten und Botschafter aufgenommen und erfreut sich wohlgekühlter österreichischer Weine, und dann hat man die Welt gesehen. Also das ist vielleicht zu kurz gesprungen, und das meinte ich mit der Gartenzwergperspektive. Aber was nützt das ganze Herumjammern, was kümmert's den Mond, wenn irgendein Dackel ihn anbellt? Daher haben wir vorhin gesprochen – es gibt Alpbach

erstaunlicherweise und verdienstvollerweise seit dem August '45. Also das war vorausschauend, da haben noch die Ruinen geraucht in Wien zum Beispiel. Bei diesem gibt es die Technologiegespräche. Und ich habe mir erlaubt, Sie zu bitten, uns zu helfen, weil ich angeregt habe – wir fahren nach Singapur, wir fahren nach Peking und Shanghai, wir fahren nach Tokio, waren wir gerade, wir fahren nach Boston und San Francisco. Das ist alles sehr löblich, aber warum nicht nach Brunn und nach Prag und nach Bratislava und nach Budapest? Also die Bitte, uns zu helfen, dass schon bei den diesjährigen Technologiegesprächen in Alpbach Ende August Wissenschaftler und Techniker und Fachleute aus Brunn und Prag vielleicht unserer Einladung Folge leisten.

Und das möchte ich ergänzen mit einem sehr eindringlichen, persönlichen Erlebnis. Das vom April '45 habe ich angedeutet, hier werde ich deutlicher: Im Februar 1968 war ich mit meiner Frau im Akademietheater bei dem Stück von Pavel Kohout, „August, August, August“. Und das war sehr gut bestückt und das war sehr gut gespielt und das war sehr beeindruckt, aber es ist noch viel beeindruckender geworden Ende August, und da waren Wirtschaftsgespräche in Alpbach. Bei diesen Wirtschaftsgesprächen war eine ganze Menge vom Ökonomischen Institut aus Prag dabei, unter anderem Václav Klaus. Und just in diese Wirtschaftsgespräche fällt der Einmarsch der Warschauer Pakt-Truppen, um den Prager Frühling zu beenden. Eine Stimmung, die damals in Alpbach herrschte, die man sich nicht vorstellen kann. Manche sind nach Prag zurückgekehrt, viele nicht mehr und sind nach England oder nach Amerika gegangen. Also so wie das eine aus '45 eine bleibende Erinnerung geworden ist, ist es das andere mindestens in gleichem Ausmaß. Und daher der Vorschlag, dass man in einem Teilbereich, auf den man Einfluss nehmen kann, was konkret macht und nicht nur wie ein Dackel den Mond anbellt.

Ferdinand Trauttmansdorff: Das werden wir mit Begeisterung aufnehmen.

Karel Schwarzenberg: Also ich würde Folgendes sagen: Ich glaube, wir müssen einen Wechsel der Generationen haben, bis das Verhältnis wirklich gut ist. Ich merke selber, dass in der älteren Generation – das müssen nicht so Greise sein wie wir zwei, sondern auch schon 50-Jährige usw. – die gegenseitigen Vorurteile und sozusagen der geistige eiserne Vorhang noch existieren. Bei den 35- und 25-Jährigen existiert das überhaupt nicht, weil die sehen sich als gleich, weil sich auch hier die Jugend verändert hat. Mein älterer Sohn war Anfang der 90er-Jahre hier und

er hat mir gesagt, dass ja doch, wie er hier in der Bank gearbeitet hatte – in der Creditanstalt – der Unterschied zwischen ihm und den westeuropäischen Experts – Österreicher, Deutschen, Holländer, Engländer – die hier gearbeitet haben und den gleichaltrigen Hiesigen damals sehr beträchtlich war. Wogegen (*unverständlich*) der hier 20 Jahre später war, eine ganz andere, also die jüngere Generation – der hat gesagt, es gibt keinen Unterschied zwischen seinen Freunden und Freundinnen hier und in Österreich oder in Deutschland. Das muss man auch sehen. Diese Vorgänge passieren Gott sei Dank unbeeinflusst von der Politik.

Ich glaube, dass wir natürlich einen generellen Führungsmangel in Europa haben. Und hier will ich anknüpfen an die Worte von Dr. Androsch: Ich glaube, uns hat wahnsinnig gutgetan diese Zeit nach dem Krieg, wo man im günstigsten Fall irgendwelche getragenen Anzüge von reicheren Verwandten im Westen bekommen hat und immer (*unverständlich*) gehabt hat, weil die Schuhe zu klein waren, weil die nicht mitgewachsen sind, und für neue Schuhe gab's kein Geld. Ich bin dafür heute, muss ich sagen, wahnsinnig dankbar. Natürlich, die Leute, die das nicht mitgemacht haben, denken anders.

Und dasselbe ist in der Politik. Wenn man das Glück gehabt hat – das ich gehabt habe – Leute wie Kreisky, wie die Thatcher, wie Helmut Kohl etc., und Mitterrand zu kennen, dann merkt man diesen Qualitätsabstand wirklich sehr stark. Aber ich habe sofort bemerkt, wie vor ungefähr 18 Jahren diese Generation überall abgetreten ist und Leute in die Politik in den verschiedenen europäischen Ländern gekommen sind, die die harten Zeiten nicht mitgemacht haben. Auch diese harten Zeiten haben bewirkt, dass sozusagen bessere Leute oder interessiertere Leute in die Politik gegangen sind. Nachher sind gleich intelligente junge Leute lieber ins Business gegangen, was wir heute in der Qualität der Politik in ganz Europa merken. Das ist nicht nur bei uns, sondern ich merke es praktisch in ganz Europa. Wir können heute nicht von einem europäischen Politiker oder Politikerin sprechen, die man als wirklich herausragende Persönlichkeiten bezeichnen könnte. Und das natürlich schlägt sich nieder, aber hat als weitere bedauerliche Folge, dass natürlich die Jugend demotiviert wird, weil sie sich sagt, zu diesem Verein möchte ich ja auch nicht gehören. Nicht nur, dass ich kein freies Wochenende hab' – nicht nur, dass ich auch kaum freie Abende hab', sondern ich muss dann mit Leuten ständig verhandeln, die ich aus dem Fernsehen, aus ihren Artikeln usw. wirklich als ziemlich uninteressant betrachte. Das ist eigentlich das generelle Problem Europas.

Und das Interessante ist: Weil diese Politiker ja nicht die Nachkriegszeit mitgemacht haben, ist für mich bemerkenswert – was vorhin Dr. Androsch erwähnt hat – die Feigheit. Die Feigheit, den eigenen Wähler zu konfrontieren, die Feigheit vor den Massenmedien und dadurch die Unfähigkeit, Entschlüsse zu fassen, die notwendig, aber unangenehm sind. Und das ist – ich würde sagen – leider in unseren beiden Ländern der Fall, aber nicht nur bei uns. Auch Deutschland – der letzte Politiker in Deutschland, der entschlossen war, eine Reform durchzuführen und es gemacht hat, war Gerhard Schröder. Das ist schon einige Zeit her. Die Frau Merkel verkündete, dass sie die Reformen fortsetzen will. Als die Wahl nicht so ausging, wie sie geglaubt hat, hat sie diese abgeschrieben. Und in Frankreich werden sie vielleicht jetzt gezwungen werden durch die Not zu Reformen, aber freiwillig tut's kein Politiker. Es ist unangenehm.

Ich kann mich erinnern, wie die Regierung unter Beteiligung unserer Partei gebildet wurde, hat uns der Premier (*unverständlich*) angeboten die Ministerien, wo die schmerzhaften Einschnitte gemacht wurden – Finanz-, Gesundheitsministerium, Sozialministerium. Das Außenministerium habe ich – das war mehr ein Zuckerl. Daraufhin haben wir eine Beratung gehabt, weil uns klar war, dass diese Aufgabe sehr schwierig sein wird. Wie gesagt, wir haben den Wahlkampf geführt, dass wir die notwendigen Reformen durchführen, wir müssen jetzt aber die Chance haben, es auch zu machen. Aber ich werde euch was sagen, wir werden ein Drittel der Wähler verlieren. - Dann waren es bei der nächsten Wahl nur ein Viertel. Aber das war selbstverständlich, man verliert Wähler, wenn man Reformen bekommt – außer man hat das Glück, eine außerordentlich stabile Regierung zu haben, wo dann vielleicht schon sich die Früchte einstellen. Das haben ja einige Politiker in der Vergangenheit gehabt. Heute wissen wir, dass wir dafür abgestraft werden. Aber wozu bin ich in einer Führungsposition? Da soll ich führen und nicht folgen, was die allgemeine Meinung ist, was die Boulevardblätter drucken, was die Forderung diverser Populisten jeglicher Farbe ist. Aber hier fehlt der Mut, simple Zivilcourage, nichts anderes. Und das ist vielleicht der größte Fehler unserer Politik heute. Ich sehe wenige (*unverständlich*) und es ist bezeichnend, dass dann, wenn man sich entschließt zur populistischen Politik, dann werden natürlich die demokratischen Politiker, die diese Politik verfolgen, bei weitem geschlagen von den wirklichen Populisten. Der gemäßigte Populist geht unter, weil der radikale Populist wird ihn immer noch übertreffen. Und das ist das, was wir heute verfolgen können. Die radikalen Populisten haben hier gesiegt, in Österreich sind sie knapp daran und in

anderen Ländern, in Frankreich usw. Dann gewinnt der radikale Populist, weil es in Wirklichkeit keine Gegenposition gibt, sondern die demokratischen Parteien sagen, wir möchten das auch machen, aber etwas zaudernder oder etwas langsamer, und wir werden sehen, was wir zustande bringen. Aber im Prinzip stimmen wir mit den Themen auch überein. Ja, dann ist der Kampf von vornherein verloren. Entweder stelle ich eine Direktive auf, für die kann ich kämpfen. Aber niemand kämpft für einen schwachen Tee.

Ferdinand Trauttmansdorff: Ja, danke vielmals, ich glaube, das ist die Überleitung zum Populismus und vielleicht zum Politikstil, mit dem wir hier in Europa überhaupt zu tun haben. Die Frage auch: Ist das Parteiensystem, die Parteiendemokratie, wie wir sie erlebt haben, sozusagen überlegt oder in der Krise? Und dass eben populistische Bewegungen, aber auch Bewegungen, die sozusagen an der Idee ansetzen, wir bringen mehr Management in die Politik, wie es hier die Freunde von der (*unverständlich*). Kann man sagen, ist das ein Ansatz – natürlich auch gemischt mit entsprechend populistischen Ansätzen? Aber wie kann man Führungspersönlichkeit zurückbringen oder Führung zurückbringen in die Politik, auch wenn jetzt die Persönlichkeiten nicht da sind? Wie kommt Mut wieder in die Politik zurück? Wir können jetzt natürlich – wie Sie gesagt haben, der Dackel kann den Mond anbellern – aber wo ist der nächste Schritt?

Hannes Androsch: Also Politik kommt ohne ein gewisses Quantum an Populismus sicherlich nicht aus. Aber allein ist das auch kein Programm und kein erfolgreiches Programm. Und wenn man sich von den nur auf Populismus Setzenden anstecken lässt, so ist das offensichtlich auch kein Erfolgsprogramm. Ich sage in Bezug auf unsere beiden Regierungsparteien – und zu deren Zusammenarbeit sehe ich in Österreich keine annähernd vernünftige Alternative: Also wenn sie mit diesem Nichtstun – mit diesem populistischen Zuwarten, Zögern, Verhindern, Behindern – Erfolg hätten oder gehabt hätten, dann wäre es trotzdem falsch. Aber nun können sie nicht einmal reklamieren, dass sie Erfolg gehabt haben, weil schließlich haben sie jeder ungefähr die Hälfte der Stimmen, die sie schon einmal hatten, verloren, hatten ewig und immer – vielleicht demokratiepolitisch problematisch – eine lockere Zweidrittelmehrheit. Und beim letzten Mal haben sie gerade einmal mit Müh' und Not miteinander noch die absolute Mehrheit errungen und werden sich sehr anstrengen

müssen. Und es ist nicht gesichert, dass sie es beim nächsten Mal noch einmal schaffen. Also eine Erfolgsbilanz sieht anders aus.

Was welchem Grund geht man in die Politik – aus Eitelkeit und Selbstdarstellung, alle möglichen Motivationsgründe mag es da geben, sonst würde man sich ja diese Tortur gar nicht antun. Aber wenn es nicht den Hauptgrund hat, etwas gestalten und sinnvoll verändern zu wollen, dann ist es im Grunde schade um die Zeit. Und wenn sie was verändern wollen, dann gehen sie ein Risiko ein. Aber sie können dann wenigstens sagen, sie sind für etwas, sie haben für etwas verloren – und nicht verloren für Mutlosigkeit oder Feigheit, wie Fürst Schwarzenberg gesagt hat. Es gibt einige Beispiele.

Anfang '90 hat der damalige Finanzminister in Schweden, Persson, der dann zehn Jahre Regierungschef war, komplett umgedreht. Und er hat uns das einmal erklärt und hat gesagt, er ist gesessen in New York bei den jungen Bankern und die haben ihn behandelt wie das Letzte. Sagt er: Das will ich nicht noch einmal für mich und für mein Land erleben – und hat fest entschlossen Schweden wieder auf einen gesunden Weg gebracht.

Der Gerhard Schröder ist schon erwähnt worden. Jetzt kann man sagen, ja, was ist? Der hat ja dann gegen die Merkel verloren. Ich behaupte – aber kann das natürlich durch nichts beweisen – hätte er nicht die Nerven verloren, er hat ja noch Zeit gehabt, und hätte ein Jahr gewartet, hätte das immer noch passieren können. Wäre er ein Jahr länger Kanzler gewesen – egal, aber die Chance, dass er besser abschneidet, weil so schlecht hat er nicht abgeschnitten, wäre größer gewesen.

Die Schweizer haben das auf ihre Art anders gemacht und stehen so erfolgreich da. Also das ist nicht nur theoretisieren und sagen, was die machen sollen, weil aus der Loge heruntergerufen ist das immer leichter – wie am Fußballplatz, wenn man in den Rängen sitzt, kann man leicht sagen, wie die unten spielen sollen. Nein. Man hat's ja auch gemacht.

Und ich kann mich noch erinnern, es war mühevoll aus verschiedenen Gründen, ein Korrekturprogramm im Jahr '77 – naja, also dass der Regierungschef vor Freude gesprungen ist, war keine Rede. Also Maßnahmenpaket, zweites Abgabenänderungsgesetz und das Ganze, und das eineinhalb Jahre vor den nächsten Wahlen. Also noch im Februar '79 hieß es, naja, die Regierungspartei wird die absolute Mehrheit verlieren, und es ist ja ganz klar, wer das zu verantworten hat. Wer schuld daran ist, ist der Finanzminister. Und siehe da, im Mai haben wir die

höchste absolute Mehrheit mit 51 Prozent gewonnen. Und jetzt krabbelt meine Partei bei 25 herum. Also da mache ich lieber ein Maßnahmenpaket.

Karel Schwarzenberg: Eine Frage, die ich mir stelle: Wir können nicht bestreiten, dass es eine Krise der demokratischen Parteien in Europa gibt, fast in jedem Lande. Und ich frage mich aber auch, ob es nicht – weil sie inhaltslos geworden sind. Ich meine, wir beide stammen aus einer Generation, wo wir bereits in der Jugend ziemlich – und ich gebe offen zu, ich war damals noch ideologisch beeinflusst, als ich politisch in der Mittelschule tätig, Hannes Androsch im VSM – ich war damals in einem sehr konservativen, eher schwarz-gelben Studentenverein. Und beide sind wir rausgewachsen. Aber wir haben auch etwas aufgebaut, das wir damals gelernt haben. Heute ist es mir passiert, ich habe mit einem nicht unbedeutenden sozialdemokratischen Politiker hier gesprochen und bin draufgekommen, dass vom sozialdemokratischen Gedankengut ich bei weitem mehr weiß als er selber. Und dasselbe kann ich mir vorstellen auch bei einigen Politikern in Österreich. Und umgekehrt, einen jüngeren Politiker der ÖVP, der CDU und CSU, zu befragen, was (*unverständlich*) Da würde ich auf ein ähnliches Unverständnis stoßen. Nur, es wurde durch nichts Neues ersetzt. In Wirklichkeit – bitte – sind die Politiken der großen demokratischen Parteien ziemlich auswechselbar und auch – seien wir ehrlich – meistens die Gesichter dieser Politiker. Warum soll nun ein junger Mensch motiviert sein, in das einzusteigen? Eine Politik, wo es keine Alternativen gibt – die ist ja wirklich nicht sehr attraktiv, das muss man ja zugestehen. Also wir müssen überlegen, wie beleben wir unsere politischen Parteien, statt dass sie nur Verwaltungsvereine zur Organisation von Wahl und Machterhalt sind. Wenn nicht einmal die politischen Parteien eine Vision haben, wie sie die Gesellschaft verändern wollen. Und wenn ein Politik – Gott behüte – mit einer solchen Vision kommen würde, so würden sie ihn unauffällig, aber sehr effektiv abstellen. Dann sollen wir uns aber nicht wundern über die heutige Lage und dass die jungen Leute langsam an dem ganzen System verzweifeln. Und wenn aus keinem anderen Grund, dann aus Langeweile – das ist nicht auszuhalten.

Ferdinand Trauttmansdorff: Herr Dr. Androsch, darf ich, bevor Sie jetzt übernehmen, noch ein Schlagwort mit einbringen. Ich habe relativ am Anfang meiner Zeit hier auf den Schwarzenberg-Plakaten damals versucht zu buchstabieren das Wort *odpovědnost* – das heißt Verantwortung. Und wir haben ein Problem mit der

Verantwortung in der Politik, das vielleicht jetzt überleitet zum Thema – und mit dem können wir vielleicht einmal eine Runde abschließen – Europa. Wir Diplomaten innerhalb der Europäischen Union sehen sehr stark, dass die Europäische Union und die Institutionen der Europäischen Union eine große Versuchung darstellen, nämlich Verantwortung zu kollektivisieren und zu sagen, es sind eh 27 andere da, die die Verantwortung mit übernehmen können. Wir gehen nach Brüssel und laden dort sozusagen die Verantwortung ab und kommen zurück mit reingewaschenem Hemd. Ist hier nicht ein anderer Zugang notwendig, nämlich dass wir als Mitgliedstaaten wieder uns unserer ursprünglichen Verantwortung auch bewusst sind, an dem Europa dort noch mitzubauen, wo noch Defizite bestehen. Das sind also insbesondere in den – im Artikel 4 bis 6 des Vertrags AEUV über die Funktionsfähigkeit der Europäischen Union stehen ja genau diese Themen drinnen, wo geteilte Kompetenzen sind. Und da muss ich sagen, dass gerade dort die großen Defizite sind. Das heißt, die Mitgliedstaaten haben hier noch Riesenaufgaben untereinander zu lösen. Und ist nicht das Wiedererkennen der Mitgliedstaaten, das Einander-Wiedererkennen als Partner und die Verantwortung, die man dabei hat, ein neuer Ansatz? Danke.

Hannes Androsch: Als nach den Siegen über Österreich im vorvorigen Jahrhundert Italien entstanden ist, hat irgendeiner gesagt: So, jetzt haben wir Italien, aber jetzt müssen wir noch schauen, dass wir Italiener kriegen. – Und die europäische Integration ist ohne Zweifel eine Erfolgsstory, nicht zuletzt auch durch die Unterstützung der Amerikaner und deren Sicherheitsschutz, was immer sie selbst dabei für Interessen verfolgt haben mögen – no-na. Jeder, wie Nestroy gesagt hat, denkt an sich, nur ich denk' an mich. – Da sind wir, wie das Egon Bahr beschrieben hat, wie Phönix zumindest wirtschaftlich aus der Asche aufgestiegen und generieren ein gewaltiges Sozialprodukt. Schon ungleich ist uns das politisch gelungen. Wir haben zwar – und das ist ein Teil davon – richtigerweise, wenn man einen gemeinsamen Binnenmarkt geschaffen hat, dass man trachtet, auch für diesen eine gemeinsame Währung zu haben. Aber die institutionelle Einfassung war mit den Maastricht-Kriterien von allem Anfang an erkennbar – nicht jetzt hintennach gescheit geredet mit der Weisheit des Rückspiegels. Eine institutionelle Unterdotierung, wenn ich das so nennen kann – das kostet uns viel Geld, viel Zeit, viel Tempo und alle möglichen Schwierigkeiten. Und das ist nur ein, aber nicht der unwichtigste politische Bereich, auf den sich das bezieht.

Der andere ist noch viel gravierender, nämlich eine gemeinsame Sicherheits- und Außenpolitik. Ja, wenn nicht jetzt, mit Krim, Ukraine, Irak, Syrien, Libyen, Migration – also name it – wird einem das klar. Wir geben gar nicht, wenn man alle Verteidigungsbudgets in der EU zusammenzählt, so viel weniger aus als die diesbezüglich führenden Amerikaner, aber jedenfalls mit dieser Summe wären wir ganz sicher die Nummer zwei. Aber wir haben nicht einmal ein Transportflugzeug. Als vor einigen Jahren – die erstmalige Anwendung des Artikels 4 oder 5 der NATO-Verfassung – die deutsche Bundeswehr nach Afghanistan flog, sind sie einmal 14 Tage in Istanbul hängengeblieben, weil sie nicht weitergekommen sind. Autostopp hat sich nicht angeboten. Ja, es ist zum Lachen, aber es ist melodramatisch. Nicht einmal Deutschland hat – ich weiß nicht, wie lang sie an dem Airbus, was weiß ich, der Name von dem Flugzeug heißt, das seit ewig nicht in die Luft kommt, einsatztauglich.

Und da haben wir gewaltige Defizite, weil wir uns immer noch einer nationalstaatlichen Souveränitätsillusion hingeben und uns nicht klar sind, dass kein einziges Mitgliedsland in Europa für sich allein – auch Deutschland nicht – auf der Weltbühne irgendeine nennenswerte Rolle zu spielen in der Lage wäre und sein könnte. Gemeinsam könnten wir das sehr wohl.

Also müssen wir uns die Frage stellen: Entweder wollen wir Mitspieler sein im globalen Geschehen – oder Spielball seien. Oder wie es Mark Twain gesagt hat: Either we'll together or we'll hang separately.

Karel Schwarzenberg: Ich glaube, wir nehmen begeistert die Statistenrolle an, weil – um die Wahrheit zu sagen, das war Schuld auf beiden Seiten – wir von den Amerikanern verwöhnt wurden. In der ganzen Zeit des Ost-West-Konfliktes, des Kalten Krieges, haben die Amerikaner den Schutzschirm über Westeuropa aufgespannt gehabt, auf den sich alle verlassen haben. Und der dauerte sogar danach, wie das sowjetische System zusammengefallen ist, und erzog uns dazu, dass wir uns auf die Amerikaner verlassen. Wir selber brauchen es nicht zu machen, wir können es ja auch nicht und haben zu Gunsten sozialer, kultureller – was weiß ich welcher – Programme schlicht und einfach Jahr für Jahr unsere Wehrbudgets gekürzt. Und dann wundern wir uns, dass wir heute in der Situation sind, wo die Amerikaner – angekündigt von Obama in Amsterdam usw. – sich langsam in den pazifischen Raum zurückziehen werden. Eine so starke Volkswirtschaft muss auch die Kraft haben, eine eigene Verteidigung zu erzeugen, was theoretisch richtig wäre.

Nur, wie gesagt, Europa wurde ein großes Österreich, wie es bereits ein Dichter im 18. Jahrhundert geschrieben hat. Österreich über alles, wenn es nur will. Und so wie Österreich nicht will, will auch Europa nicht.

Durch die zunehmende Vergreisung Europas fehlt uns der Schwung. Ich glaube, das ist auch einer der Gründe des erlahmenden (*unverständlich*) In dem Moment, wo die Majority der Bevölkerung in einem fortgeschrittenen Alter ist, ist man nur mehr interessiert zu erhalten, nichts mehr zu verändern. Gut, es gibt einige alte Deppen, die die Reform vorantreiben wollen. (*unverständlich*) Das gibt es nicht, dass wir behaupten können – weder in Österreich noch hier – wo ich sagen könnte, hier entsteht ein Bataillon Begeisterter, die eine Reform tragen wollen, die sie vorwärts pushen wollen. Nein, sondern es geht uns – wie jenes Erlebnis im Ersten Weltkrieg,, mir ein alter k. u. k. Offizier vor 50 Jahren erzählt hat, wo ein Trommelfeuer angekündigt hat, dass die Italiener eine Offensive planen. Und tatsächlich, plötzlich wurde der Kanonendonner eingestellt und aus dem italienischen Schützengraben gegenüber sprang ein begeisterter Offizier, zog seinen Säbel und mit dem Ruf „Avanti (*unverständlich*)“ stürmte er gegen die österreichischen Schützengräben. Nach einiger Zeit ertönte aus dem Schützengraben hinter ihm: „Bravo! Bravo! Bravo!“ – aber niemand ist herausgestiegen.

Und das haben wir heute in Europa, dass es ziemlich viele Bravo-Bravo-Rufe – auch für Dr. Androsch – gibt, aber wer noch aus dem Schützengraben herausspringt, da habe ich meine Zweifel.

Ferdinand Trauttmansdorff: Wie fühlen Sie sich mit dem Scheitern?

Hannes Androsch: Naja, auf das Volksbegehren – da haben wir ja schon gesprochen – passt das sehr wohl. Auf der anderen Seite – unlängst kommen ein paar gar nicht mehr so Junge, also schon in den 30ern, aus meiner Partei und sagen, sie sind verzweifelt, ob sie überhaupt noch was machen sollen. Ja, sag' ich, ist ja euer Lebensweg. Ich meine, wir Älteren, da könnt's ihr einfordern aus Verpflichtung und Verantwortung, dass wir euch dabei helfen, aber dass wir noch mit dem Säbel herausspringen – um bei dem Bild zu bleiben – das müsst's ihr schon selber machen. Und da kann sich ja sehr rasch was ändern.

Also ich habe jetzt begonnen zu sammeln und ihnen sozusagen Mut zuzusprechen. Ob das sehr erfolgreich wird, sei dahingestellt, obwohl – irgendwo, glaube ich, haben wir das geschrieben – es wird immer behauptet, die Pensionen sind sicher. Außer

die, die das behaupten, glaubt das kein Mensch, jedenfalls keiner unter 40. Da muss man seinen eigenen Kindern empfehlen, tut's nachzahlen, aber da wird man eh nichts kriegen. Ja, wie viel sie kriegen, das weiß ich nicht, aber ihr habt's einen Anspruch. Dass es nichts geben wird, ist nicht gesichert. Das ist ungefähr die Stellung. Und wenn – die sind gleich alt, mein Sohn und der mittlere Enkel – der eine hat beim letzten Mal noch die Familienpartei gewählt, um dann nachher zu sagen, aber nur aus Familienraison, beim nächsten Mal macht er das sicherlich nicht. Und der andere sagt mir gleich: Aber das weißt du schon, Papa, das wähle ich nicht. – Oder der (*unverständlich*) ist bei den NEOS usw. Also unsere eigene – wir erleben es ja in der Familie, die Eigenen horchen sich das von uns sozusagen höflich vielleicht noch an, aber dass sie irgendwie in der Richtung folgen.

Mir kommt das so vor wie die Stadtstaaten in der Renaissance in der Toskana. Alle diese Institutionen haben eine riesige Festungsmauer um sich herum, aus Angeberei einen hohen Turm – und das war's. Ja, aber die Zeiten haben sich geändert, ändern sich, digitale Revolution, Industrie 4.0, Arbeitswelt 4.0, Globalisierung, Klimawandel, Migration, ich weiß nicht was. Also das wird eh von allen herunterdekliniert. Wenn wir uns darauf nicht einstellen, dann haben wir nicht nur in dem Punkt, den ich gleich nennen werde, sondern in allen anderen ein Desaster. Dass die Migration aus dem Nahen Osten oder aus Nordafrika oder dem nördlichen Afrika kommen wird, das war unschwer vorauszusehen. Nur, man hat Vogel Strauß gespielt und jetzt wissen wir nicht, was wir machen, und benehmen uns geradezu lächerlich. Da machen wir ein Treffen der Staats- und Regierungschefs – das ist leider eine tragische Lachnummer, tut mir leid. Und dass man die Italiener im Stich lässt, also das kann's doch wirklich nicht gewesen sein.

Und selbst Österreich, das eine relativ hohe Asylantenquote – nur die Schweden, glaube ich, sind darüber – aufweisen kann, aber was wir seit Jahren jetzt aufführen, um 3000 Asylanten unterzubringen, ist beschämend. Im 56er-Jahr, also als der Ungarn-Aufstand war, da haben wir in wenigen Tagen 200.000 aufgenommen. Nach dem Prager Frühling waren es – ich weiß nicht – irgendwas zwischen 80.000 und 100.000. Anfang der 90er-Jahre haben wir in die Familie aufgenommen eine bosnische Mutter mit drei Kindern. Die sind jetzt alle in Österreich und der Vater ist nachgekommen. Um in Graz für eine kosovarische Familie die Aufenthaltsbewilligung zu bekommen, habe ich sieben Jahre einen Anwalt beschäftigt, dass er das erreicht als Voraussetzung, dass die eine Arbeitsbewilligung bekommen. Das sind unerträgliche Zustände, und das ist ein Populismus, der widerwärtig ist. Nur aus

Angst vor den Rechten sich selber das anzutun und seine eigenen Werte – ob es jetzt christliche Werte sind oder humanitäre, woher sie kommen mögen, völlig gleichgültig – zu missachten, ist schandbar. Und erfolgreich ist es im Übrigen auch nicht, nur so nebenbei.

Karel Schwarzenberg: Aber bedauerlicherweise – da übertreffen wir hier Österreich, in dieser Verantwortungslosigkeit. Da übertreffen wir hier Österreich in der Verantwortungslosigkeit, weil hier die Zahlen, die gezwungenermaßen nach langem Herumdenken die Regierung von sich gibt, wie viele Flüchtlinge sie aufnehmen will – das ist so etwas Beschämendes, Lächerliches – da muss man sich jeden Tag dafür genieren.

Ferdinand Trauttmansdorff: Herzlichen Dank. Vielleicht darf ich einmal einen kurzen Strich drunter ziehen, und weil wir schon bei den Bersaglieri sind – vielleicht gibt's unter Ihnen einen Bersagliere, der sich mit oder ohne Säbel traut aus dem Graben und eine Frage zu stellen oder einen Kommentar abzugeben?

(unverständlich) Ich denke, man müsste einmal dort ansetzen und die Geschichte aufarbeiten, dieses West-Ost-Gefälle, das wir in Österreich Gott sei Dank nicht miterleben mussten (unverständlich) Es ist sehr schwierig, das alles zu vereinen. Wenn wir ein geeintes Europa haben wollen, dann muss man das sehr differenziert sehen und muss es strukturell und gesellschaftlich sehen. Das heißt, ich muss eine Vielfalt an Kulturen und Sprachen (unverständlich) die Identität eines Europäers zu schaffen. Und wenn ich das schaffe, dann habe ich auch mich identifiziert mit diesem Europa. Das kann man wahrscheinlich nur durch ein Aufarbeiten der Geschichte und durch eine Bildung, wie Herr Dr. Androsch es angesprochen hat. Hier sitzen sehr viele gebildete Leute, aber die Leute (unverständlich) oder die zu diesem Populismus neigen, sind ungebildet. Und da komme ich immer wieder auf das zurück (unverständlich) was in Wahrheit eine gute Bildung ist, dann verbunden mit einer Technologie, und dann können wir erst weiter schauen. Denn heute sind ja die Kommunikationsmöglichkeiten von einer derartigen Geschwindigkeit und Offenheit, dass man das nicht unterschätzen darf.

Hannes Androsch: Darf ich frage, was war genau die Frage? – Da kann ich Ihnen nur beipflichten.

Ferdinand Trauttmansdorff: Ich glaube, es leitet vielleicht kurz zum Bildungsthema über, nämlich Bildung und Technologie, und das Problem, dass wir heute leichten Informationszugang haben, aber wenig Wissen aufbringen.

Hannes Androsch: Wahrscheinlich war es ja auch schon früher, aber ist es in verstärktem Ausmaß geworden. Für alles Mögliche ist zeitgemäße Bildung, Ausbildung, Weiterbildung, Fortbildung – das sind nicht nur Skills, das ist auch eine Werterhaltung. Nicht von ungefähr spricht man auch von Herzensbildung, wobei den Begriff selber gibt's ja nur in Deutsch, weil Education ist ja durchaus was anderes. Das ist schlechthin das zentralste Thema und daher beschäftigt es alle Länder, nur viele sind hier ungleich weiter gekommen als wir in Österreich. Ob in Kanada oder in Neuseeland, Australien, auf andere Weise Südkorea, Singapur – wo immer. Also heute ist es so, wenn Schüler von einem bayrischen Gymnasium in ein Wiener Gymnasium kommen, ist das eine Spielerei in Wien. Das ist irgendwie auffällig. Das sind diese stadtstaatlichen Festungen, da wird von den Landeshauptleuten, von den Gewerkschaftsvertretern – da wird nicht von den Schülern gesprochen, um die es ja bei den Schulen, wenn man sie so verstehen will, eigentlich geht. Von allem Möglichen, von zwei Stunden – mag schon sein, dass diese technischen Dinge dann auch geregelt gehören. Natürlich gehören sie auch geregelt. Aber das Eigentliche ist, wie kann ich die Schule gestalten, um den Anforderungen der Zeit zu entsprechen oder die jungen Menschen auf diese Anforderungen vorzubereiten, wie trage ich den neurowissenschaftlichen Erkenntnissen und den daraus sich ergebenden pädagogisch-didaktischen Schlussfolgerungen Rechnung, wie trage ich Rechnung, dass 70 Prozent der Frauen berufstätig sind, bei uns viele teilzeitbeschäftigt, weil sie keine Ganztagsbetreuung für ihre Kinder, ihr Kind – meistens ist es ohnehin nur mehr Single, was schon auch ein Problem für sich darstellt – oder Ganztagschulen usw. Wie trage ich dem am besten Rechnung? Das ist nicht Gegenstand der Verhandlungen. Und da geht's um Einflussgebiete, da geht's um personalpolitische Einflussmöglichkeiten. Ob es Machterhalt ist, weiß ich gar nicht. Es ist mehr Amtserhalt bei Ohnmachtserhalt. Weil wenn ich nichts tun will, was brauche ich dann Macht? Das muss ich ja ausüben, verantwortlich, begrenzt, legitimiert – aber Politiker, die immer sagen, sie wollen keine Macht? Da sage ich: Was machst du denn dann dort? Nur herumsitzen? Das kann's ja wohl nicht gewesen sein. Es gibt ja auch die Macht der Überzeugung zum Beispiel, die kann man ja versuchen zur

Anwendung zu bringen. Also da haben wir gewaltige Herausforderungen und hinken schlicht und ergreifend hintennach. Das beginnt im vorschulischen Alter, geht über den ganzen Schulbogen und weiter in den tertiären Bereich und darüber hinaus. Und das ist gefährlich, verhängnisvoll, weil alle sagen, die wirtschaftliche Entwicklung beginnt in der Schule und ein Mindestmaß an ausgewogener Verteilungs- und Chancengleichheit beginnt genauso dort.

Ich kann nicht nach Verteilungsgerechtigkeit rufen und die Voraussetzungen dafür nicht schaffen, weil dann erreiche ich genau das Gegenteil.

Und in der Situation sind wir auch zu diesem 70. Jubiläum oder Geburtstag in Österreich.

Herr Dr. Androsch, ich möchte Fragen: Das Buch heißt „Das Ende der Bequemlichkeit“ – und wenn es das Ende der Bequemlichkeit ist, das setzt ja voraus, dass wir jetzt schon in der Bequemlichkeit sind. Nun bin ich deutscher Bundesbürger und kein österreichischer, aber (unverständlich) dass in Deutschland gar nicht so viele von der Anzahl in der Bequemlichkeit sich Räkeln (unverständlich) Wie ist dieser Titel zu interpretieren? Meinen Sie die politische Elite, meinen Sie den Geldadel oder meinen Sie den Durchschnittsbürger, der sich heute in Bequemlichkeit räkelt (unverständlich)

Die zweite Frage, die ich gerne hinterherbringen möchte: Sie haben vorher ausgeführt, dass Sie vom Alter her sowohl das Ende des Zweiten Weltkrieges als auch die jetzige Zeit miterlebt haben. War es nicht eigentlich eine Zeit der Architektur, was man nach dem Krieg sich vorgenommen hat, dass es bequemer wird? Ist es nicht ein eigentliches Ziel gewesen der Generation, dass es bequemer wird. Und hat man daran nicht gedacht, was am Ende (unverständlich)

Hannes Androsch: Ja, vielleicht hat man zu wenig daran gedacht. Vielleicht hat man sich's auch schon dadurch zu bequem gemacht, als dass man nach dem Motto vorgegangen ist, wie ein Kandidat in einem Dorf eine Wahlrede hält und sagt „Wenn ihr mich wählt's, dann kriegt's ihr einen neuen Kindergarten und ein neues Feuerwehrhaus und ihr kriegt's auch eine neue Brücke über den Bach“ – und dann steht hinten der Hiasl auf mit seinem Hut und sagt: „Aber Herr Kandidat, wir haben ja gar keinen Bach!“

Und diese Einstellung, diese Nanny-Staatlichkeit, wenn ich sie so nennen kann – Beispiel: Wir haben eine der höchsten monetären Familienförderungen in Österreich

und haben die gleiche Geburtenrate wie China mit der Ein-Kind-Politik. Na, das ist eine Success-Story, oder? Also diese Einstellung.

Natürlich seid's ihr in Deutschland auch wieder die besseren Deutschen, nachdem angeblich wir – Anfang der Nullerjahre hieß es, STERN-Aufmacher – die besseren Deutschen gewesen sein sollten – also als wenig sinnvolle Vergleiche. Aber das ist auch nicht frei von Problemen.

Und dass man jetzt die Schröder'schen Erfolge wieder zurücknimmt – ob das die richtige Zielrichtung ist, darf man auch bezweifeln. Ich kann mich noch an ein Gespräch mit Helmut Kohl erinnern – der hat sich damals schon, als er noch Kanzler war, und das ist ja wohl auch schon einige Zeit aus, über die Erbgeneration Sorgen gemacht, die sagen, der Großvater, zum Beispiel aus Böhmen oder Mähren gekommen oder auch nicht, schon da, der hat geschuftet und hat was aufgebaut und der Vater hat das weitergeführt und der Sohn im Porsche sagt: Na, das, was mein Großvater geschuftet hat und mein Vater, dass ich da bis am Abend arbeite und am Wochenende, das mache ich nicht, ich kann das eh alles erben. – Also das ist ein Riesenproblem, wahrscheinlich in einem größeren Ausmaß, als es bei uns in Österreich ist, aber das ist ja jetzt auch völlig unerheblich. Und da können wir beide von den Schweizern was lernen, aber da kennt sich der Fürst Schwarzenberg besser aus.

Karel Schwarzenberg: Aber die Bequemlichkeit – ich gebe Ihnen ein Beispiel. Es wurde hier mehrfach erwähnt, eben dass unsere Bevölkerungspyramide katastrophal ist, weil wir keine Kinder haben. Jetzt würde ich wetten, dass bei zahlreichen Familien, Bekannten von mir, wenn der BMW oder der Mercedes für einen simplen Golf eingetauscht würde oder Opel, könnte ein Kind ruhig mehr sein. Das ist derselbe Aufwand, aber man zieht den Mercedes gegenüber dem Kind vor.

Ferdinand Trauttmansdorff: Also hier haben wir ein tolles Beispiel mit dem Ausbruch aus der Selbstbeschränkung mit unserem Gymnasium, dem Österreichischen Gymnasium in Prag, das existiert. Das ist ein Beispiel, wo Lehrer wirklich – und das kann man nachweisen und da braucht man nur hinschauen – auch in einer unglaublich beengten, noch beengten Umgebung Unglaubliches leisten. Jetzt kriegen sie eine große Schule, Gott sei Dank, das wurde jetzt von Wien anerkannt. Also die gehen schon einen Schritt nach vorn und jetzt werden wir sehen,

was da draus wird. Aber bei Lehrern ist, glaube ich, wirklich auch die Frage, wie kann man sie motivieren, dass sie –

Hannes Androsch: Ja, aber da muss man zuerst einmal selektieren. Wenn jemand das nicht aus Berufung macht, dann ist es schon falsch. Dann muss man ausbilden und da muss man die Infrastruktur bereitstellen und da muss man ihnen eine vernünftige Bezahlung geben. Es kann nicht so sein, dass ein älterer Lehrer bei uns 2,5-mal so viel verdient wie ein Junglehrer. Wo ist da das Prinzip gleicher Lohn für gleiche Arbeit? Und dass es dann vorteilhafter ist, mit der so genannten Hacklerregelung mit 59 in Pension zu gehen, weil dann ist die Pension höher, als wenn man bis 65 durchmacht, dann ist sie niedriger. Also wenn man die Incentives so falsch setzt, dann muss das herauskommen und dann haben wir 20 Prozent des Bundeshaushalts für Pensionen, und das mit rasch steigender Tendenz. Und dann müssen wir die Bildung kürzen und haben zu wenig für Forschung, also insgesamt kein Geld für die Zukunftsaufgaben. Und das ist wie ein verschuldeter Bauer, der – weil er Schulden hat und zurückzahlen muss – kein Saatgut mehr kauft. Und wenn er kein Saatgut hat und nicht aussät, wird die ganze Familie über kurz oder lang verhungern. Und genauso benehmen wir uns.

Karel Schwarzenberg: Ich hätte eine Frage, weil hier Wissenschaft und Forschung erwähnt wurden. Wäre es möglich (*unverständlich*) dass man eine mitteleuropäische Forschungsinitiative zusammen macht? Das heißt, wir alle sind Kleinstaaten, ob Österreich oder die Tschechische Republik oder Ungarn, und müssen realisieren, dass es in der Welt jetzt schon ziemlich viele Großstädte gibt, die mehr Bevölkerung haben als unsere schönen Staaten. Das können wir uns in Indien oder China ansehen. Folglich haben wir nur eine begrenzte Zahl – sei es in Österreich oder in Tschechien – von Mikrobiologen, was immer. Und die Frage ist, wenn man die Ressourcen unserer Staaten zusammenfassen würde und für verschiedene Bereiche ein gemeinsames Forschungsinstitut – das natürlich heute in englischer Sprache wäre, vor dem Krieg war Deutsch die Wissenschaftssprache, heute ist es Englisch. Und dass die dort zusammenarbeiten, dann könnte ich mir vorstellen, dass das für unsere Länder ein wesentlicher Impuls wäre. Aber haben wir den Mut in den Regierungen zu sagen, ja, wir machen dieses Institut und zahlen unseren Teil darauf und machen es gemeinsam. Wir können uns nicht allein die Feder auf den Hut stecken, sondern es wird ein gemeinsames Institut sein. Das ist die Frage. Und ich

glaube, das wäre wesentlich, weil ein erstklassiges Forschungsinstitut ist in dem Zwischenraum zwischen Schweiz, Deutschland bis nach Russland nicht vorhanden.

Hannes Androsch: Da kann ich Ihnen nur beipflichten. Das war ja der Hintergrund, aber leicht zu durchschauen, warum ich den Herrn Botschafter gebeten habe, uns zu helfen, dass hier Teilnehmer zu den Technologiegesprächen auch aus Brunn und Prag oder wo immer kommen. Das ist genau der Grund, warum wir – eine Delegation – am Montag/Dienstag in die Schweiz fahren, um die Kräfte zu bündeln. Das heißt nicht, an einem Ort. Das ist ja heute gar nicht notwendig. Erstens die Verkehrssprache, die Scientific Language, ist Englisch, wie Sie zutreffend festgestellt haben. Und die Kommunikationsmittel sind heute so – ob jemand in Brunn oder Prag oder an der ETH Zürich oder in Wien sitzt, ist völlig gleich. Es muss virtuell hergestellt sein, grenzüberschreitend, diese Kooperation. Das wäre die Zielrichtung. Und je mehr man das unterstützt, umso eher kann man das auch erreichen. Weil wir werden die Probleme der Welt nicht helfen können zu lösen ohne Innovationen. Und Innovation heißt, etwas, was man entdeckt, gefunden, erforscht hat – und das kann sehr mühevoll, sehr aufwändig sein und dann die Verwirklichung eine lange Vorlaufzeit haben – hat erst dann einen Sinn, wenn man es zu den Menschen bringt. Denken Sie nur an ein Medikament, an einen Impfstoff – siehe Ebola, ist ein aktuelles Beispiel.

Also wie komme ich zu einer Invention, zu einer grundlegenden neuen Erkenntnis – das ist die eine Frage. Und wie mache ich daraus – und das ist keine triviale – das, was man eben angelsächsisch eine General Purpose Technology nennt. Also wie finde ich irgendeinen Wirkstoff, der sich vielleicht gegen Ebola einsetzen lässt? Aber was habe ich für einen Weg zu beschreiten, dass der dann auch in großer Menge einsetzbar wird? Und da muss man Mindestgrößen erreichen. Die muss man nicht an einem physischen Ort massiv konzentriert haben, mit den heutigen Möglichkeiten ist das anders möglich. Aber es gibt nichts Gutes, außer man tut es. Und wir müssen halt uns dem Grundsatz verschreiben: Yes, we can – provide it, that we do.

Ferdinand Trauttmansdorff: Ja, ich glaube, ein besseres Schlusswort können wir gar nicht haben. Ich glaube erstens einmal, wir haben ein Projekt ausgefasst. Ich bitte alle, mich dabei zu unterstützen. Wir werden das also auch entsprechend natürlich verfolgen. Eine Wissenschaftszusammenarbeit ist ein Thema, das wir auf regionaler, zentraleuropäischer Ebene versuchen zu fördern. Es gibt verschiedene

Ansätze dazu. Wichtig ist, dass wir etwas herausfinden müssen aus dem entweder sehr nationalen oder regionalen Ansatz sogar – bei uns ist ja wichtig, dass eine Region ein Forschungsinstitut hat (*unverständlich*) Aber dass man sich davon befreit, von den nationalen und regionalen Ansätzen, zu einem breiteren regionalen Ansatz, der wohl durch Zentraleuropa gegeben ist. Ich verstehe Sie so, dass das mit Deutschland ist? Zumindest mit Teilen Deutschlands.

Hannes Androsch: Ja, natürlich.

Ferdinand Trauttmansdorff: Und ich glaube, das ist wichtig, dass man dieses Selbstbewusstsein auch schon bei uns haben kann, dass man hier mit Deutschland zusammen –

Hannes Androsch: Zum Beispiel: Wir arbeiten bei den Technologiegesprächen und auch seitens AIT, also Austrian Institute of Technology, eng mit der Helmholtz-Gesellschaft zusammen. Na gut, die hat natürlich andere Muskeln mit einem Budget von 3,5 Milliarden Euro, aber das braucht einen nicht schrecken. Ohne Geld keine Musik – aber Geld allein macht's auch nicht.

Wir waren kürzlich in Japan, und die haben eine Forschungsquote von 3,5 Prozent, aber sind mit dem Verhältnis von Input zu Output – wobei das sicherlich gar nicht leicht festzustellen ist, am wenigsten bei der Grundlagenforschung, schon eher bei der Angewandten und erst recht bei der Auftragsforschung – aber unabhängig von diesem Messproblem oder Feststellungs- oder Evaluierungsproblem, auch die sind nicht zufrieden mit dem, was die 3,5 Prozent gewinnen, aber dennoch braucht man's. Und warum man's braucht, darf ich noch mit einem Beispiel sagen: In jedem zweiten Handy ist von einer Firma, an der ich Interessen habe, die Leiterplatte drinnen. Das läuft gut, das ist erfreulich. Da sind wir schon beim Bau der nächsten Technologiegeneration, aber müssen nachdenken, was in fünf Jahren ist. Und für das, was hier erwartet wird, gibt's jetzt noch nicht das Material und nicht das Equipment, das Material, das es noch nicht gibt, zu bearbeiten. Und das können heute nur die Japaner und vielleicht noch die Südkoreaner. Und das sind aber nur fünf Jahre, meine Damen und Herren, aber dann soll es schon im Markt sein.

Ferdinand Trauttmansdorff: Herzlichen Dank. Und ich darf vielleicht Ihnen da auch noch im Namen von uns allen danken, dass Sie eben auch mit der Androsch-Stiftung

in Zusammenarbeit mit der Akademie der Wissenschaften hier einen wesentlichen Akzent gesetzt haben und weiterhin setzen. So ist es, so geht's: Man muss selbst die Dinge in die Hand nehmen und vorzeigen, dann werden auch andere folgen. Ich glaube, es war ein ganz großes Privileg, heute zwei derartige politische Persönlichkeiten auf einmal an einem Abend hier am Tisch zu haben. Das ist für uns alle, glaube ich, ein *(unverständlich)* Das baut auf, ob wir das jetzt im unmittelbaren Berufsleben brauchen oder im breiteren Zusammenhang unseres Hierseins. Ganz besonders möchte ich Ihnen dafür danken. Ich möchte auch noch einmal der VÖT, also der Vereinigung der Österreicher in der Tschechischen Republik, danken, die doch eine relativ substanzielle Organisation sind, für diesen Abend und dass wir das haben durften. Sie haben sicher etwas angestoßen, Sie beide, sodass Sie nicht den Abend als unnötig abschreiben müssen in Ihrem Kalender, sondern vielleicht im Nachhinein dann vielleicht sogar einmal in Gelb markieren können. Und das hoffe ich und in dem Sinn freue ich mich, dass Dr. Androsch noch bereit ist, Bücher, die Sie schon erstanden haben, zu signieren und auch noch ein paar Worte zu wechseln. Es gibt da, glaube ich, auch noch einen Wein, wenn mich nicht alles täuscht. Und dann können wir den Abend ausklingen lassen. In diesem Sinne: Herzlichen Dank noch einmal an beide, Vizerektor Dr. Androsch und Fürst Schwarzenberg, für einen tollen Abend. Und ich hoffe, es werden weitere ähnliche Organisationen folgen können. Danke vielmals.

Karel Schwarzenberg: Vergelt's Gott. Ein alter Alkoholiker freut sich.
(unverständlich)